

Somerset von Emanuel Mannberg.

Frau Gerichtsfretär Fingernagel war die tonangebende Dame in dem kleinen Bezirksstädchen. Nachdem der Vorgesetzte ihres Mannes, der Bezirksrichter, Jungeselle war, fiel ihr als der Frau des nächsthöchsten Beamten die Rolle der ersten Dame im Orte von selbst zu. Dieser Rang wurde ihr jedoch von der Frau Gerichtsfretärin Fingernagel streitig zu machen gesucht und darob herrschte eine wenn auch stille, aber um so heftigere Fehde zwischen diesen beiden Frauen.

Wurde heute die Frau Gerichtsfretärin mit einem neuen Hute auf der Promenade gesehen, so konnte man sicher darauf rechnen, daß morgen oder spätestens übermorgen die Frau Gerichtsfretärin Fingernagel mit einem neuen nicht prächtigeren, so doch mindestens gleichen Kopfschmuck sich dem Volke zeigen werde. Hatte am Sonntag Frau Fingernagel die Honorararbeiten zu einer Abendgesellschaft verjammelt, so war es ausgemacht, daß am nächsten passenden Tage ein mindestens gleich glänzendes Fest bei der Rivallin gegeben werden würde. Wenngleich diese sich zu befehdenden und um die Vorherrschaft kämpfenden Damen sich selbstverständlich keineswegs sehr freundschaftlich gesinnt waren, so brachte es doch die dienstliche Stellung und die von der Univerfität herrührende Freundschaft der beiden Männer mit sich, daß trotzdem ein leidlicher äußerer Verkehr zwischen den beiden Damen durch die Bemühungen der Ehemänner aufrecht erhalten wurde.

Bei den immerhin beschränkten Mitteln, welche den beiden Familien zu Gebote standen, konnte natürlich dieser tollkühnige Wettkampf auf die finanziellen Verhältnisse nicht ohne Einfluß bleiben. Viele Gemüthe, welche sonst leicht zu bestreiten gewesen wären, mußte man sich versagen, auf manchen Sonntagsbraten mußte man verzichten. Geradezu unglücklich waren aber der Gerichtsfretär und der Gerichtsdirektor, beide anerkannt tüchtige und strenge Beamte, aber sehr schwache Ehemänner. Beide mußten, um das Geld für diesen Wettkampf zu erschwigen, immer mehr und mehr von den gewohnten Liebhabereien und Genüssen wie Cigarren, Tarot, Bieropfern.

„Es geht aber nicht mehr so weiter! eines schönen Sonntags, während ihre Damen sich auf der Promenade erging, in einem dunkeln Winkel im „Schwarzen Adler“ und klagten sich wie gewöhnlich gegenseitig ihr Leid.“

„So geht es nimmer weiter“, meinte Glanzmeier, nachdem er melancholisch auf den schädigen Rest in seinem Glase geschaut. „Ich hätte solchen Appetit, mir heute noch einen Gangen zu genehmigen — ich darf nicht.“

„Du hast gut reden, daß es so nicht weiter geht — was aber thun?“

„Ich werde ein kategorisches Wort mit meiner Frau reden!“

„So? Nun gut. Wenn du so viel Mourage hast, kannst du auch gleich mit meiner Frau reden — ich thu's nicht!“

„Es geht aber nicht mehr so weiter! Ist das nicht ein Hundeleben? Einmal in der Woche Ausgang, und doch noch die Gläser ängstlich zählen zu müssen!“

Der Gerichtsfretär blinzelte nachdenklich in sein Glas. Nach einer langen Pause meinte er: „Dein Brammardachstein imponiert mir nicht und wie ich glaube, deiner Frau auch nicht. Wenn wir mit List nichts ausrichten, mit Gewalt, mein lieber Freund, geht es unbedingt nicht, dazu sind wir zu schwach. Sie fangen an zu weinen, und du und ich gehen wie gewöhnlich nach.“

„Du sagst mit List, hast du vielleicht einen Plan?“

„Ich glaube, ich hätte einen. Hör' mich an.“

Und leis, daß ja nicht vielleicht eine Silbe durch Verath an die lieben Gattinnen gelangt, setzte der Herr Gerichtsfretär dem begierig aufhorchenden Adjunkt seinen Plan auseinander.

„Ausgerechnet!“ rief Glanzmeier, als sein Freund geendet; aber —

„Was hast du für ‚aber‘?“

„Wenn der Plan gelingt, was mach' ich denn mit meiner Frau? Wer wird dann ihren Fortwagtragen? Natürlich ich! Dank schön!“

„Ueberleg' dir das. Eine muß doch ohnehin, wenn die Geschäfte so fortgehen, aus diesem Kampfe als Siegerin hervorgehen. Nur ist der Unterschied der, daß in diesem Falle wir beide mit zu Grunde gehen. Gelingen aber mein Plan, so wird bloß deine Frau ein wenig gekümmert, meine Frau wird sich freuen und wir beide sind gerettet. Die Rechnung ist doch klar? Da kann dir die Wahl nicht schwer fallen? Und dann muß sich meine Frau vorher verpflichten, deine Frau nach dem Sitzunbdingt zu verlohnen.“

„Warum soll gerade meine Frau das Opfer sein?“

„Nun gut, damit wir gerecht vorgehen, lassen wir!“

„So ist's recht. Hier zwei Streichköstchen. Der mit ‚Kopf‘ zehrt, dessen Frau bleibt Siegerin.“

„Heil! Ich habe das Köstchen mit dem ‚Kopf‘!“

„Du sollst eben mehr Glück!“ rief trotzig Glanzmeier. „Doch es ist bei der Möre. Jetzt aber nach Hause, daß wir zum Essen nicht zu spät kommen.“

„In seiner Wohnung angelangt, fand Sekretär Fingernagel seine Frau in der größten Aufregung.“

„Ich sag' dir, lieber Fritz, wenn ich es nicht dir zu Gefallen hätte — diese Glanzmeier — es ist ja nicht mehr zum aushalten!“

„Aha!“ dachte der Sekretär, „jezt geht es wieder los; das ist Wasser auf unsere Mühle.“ Laut sagte er hinzu: „Was ist denn geschehen, mein Kind?“

„Sie ist heute gerade in einem solchen Kleide auf der Promenade erschienen, wie mein neuestes ist — natürlich steht es ihr gar nicht, dieser geschmacklosen Person! Aber meine ganze Freude an dem Kleide ist hin, wenn sie ein gleiches hat.“

„Ich bitte dich, Pauline, reiß' dich nicht so auf!“

„Wie sollte ich nicht! Dieses neidische Französchen, das mir keine Freude gönnt, mir alles nachschafft!“

„Beruhige dich, komm' her, Kind, und laß vernünftig mit dir reden.“

„Ich hab' da eine köstliche Idee. Sag' mal, du hast die Frau Glanzmeier wohl sehr?“

„Kostlich! Ich könnte sie!“

„Na, na, nur nicht so hitzig! Wenn ich dir nun ein Mittel sagen würde, um deine Rivallin mit einem Schläge zu vernichten?“

„Du wolltest, lieber guter Fritz? — ach! Sag' schnell, wie kann ich das?“

„Das geht nicht so schnell, erst mußst du mir versprechen, feierlich versprechen, daß du meine Bedingungen erfüllst.“

„Alles, wenn du mir nur diese Befreiung verschaffst!“

„Nun gut. Also vorerst, mein Kind, bekomme ich wieder den Rassaßschlüssel?“

„Den Rassaßschlüssel? Ja, zu was denn?“

„Bekomme ich ihn, oder nicht?“

„Nun meinestwegen, aber —“

„Kein aber, bedingungslos! Also?“

„Du sollst ihn haben.“

„Dann bekomme ich wöchentlicher ohne weitere Eingaben oder Bittgesuche oder gar nachträgliche Gardinenpredigten den Hausschlüssel.“

„Ja, Mann, was hast du vor?“

„Nichts, ich stelle meine Bedingungen. Erfüllst du sie, so schlag' ich den Feind einmal gründlich aufs Haupt, — erfüllst du sie nicht, so behalte ich eben meinen Kriegsplan für mich.“

„Du sollst auch den Hausschlüssel haben.“

„Gut. Und drittens und letztes mußst du dich mit deiner Rivallin, wenn sie gedemüthigt am Boden liegt, verjöhnen.“

„Das könnte ich nicht.“

„Dann sage ich nichts; diese Bedingung mußst du erfüllen.“

„Es sei! Auch zu dem willige ich ein!“

„So höre denn!“ Und nun entwiderte der Sekretär seinen Plan, wobei er natürlich verschwiegen, mit wem und warum er denselben vereinbart hatte.

Nächsten Tages um die vierte Nachmittagsstunde war ein stattliches Kaffeetanzchen bei der Frau Gerichtsfretärin verjammelt. Nur die Frau Glanzmeier fehlte noch. Den Gesprächsgegenstand bildete natürlich die Abwesenheit und der schöne, neue Divan, welcher am Tage vorher noch in der Auslage des Möbeldändlers geblieben hatte und nun als neues Dekorationsstück im Salon der Frau Gerichtsfretärin prangte.

„Endlich erschien die Erwartete. Ihr erster Blick fiel auf den Divan.“

„Aber Frau Gerichtsfretär, Sie haben ja schon wieder einen neuen Divan! Das ist ja das Stück aus der Auslage beim Hartmann, nicht wahr?“

„Ja, das ist er; direkt aus Wien angelangt. Es soll ein Unikum sein. Er ist auf Bestellung nach dem Entwurfe eines berühmten Architekten gearbeitet, und es dürfte kein gleiches Stück zu haben sein. Gefällt er Ihnen?“

„Im Herzen der Frau Glanzmeier stieg ein furchtbarer Grimm auf; sie wäre am liebsten ihrer Rivallin, welche ihr abermals zuvorgekommen war und nun einen neuen Divan besaß, der nur in einem Exemplar zu haben war, in die Haare gefahren. So mußte sie aber lächelnd dem Munde die Kaffeetasse, welche ihr von ihrer Rivallin gereicht wurde, dankend entgegennehmen, und während der großen Redeschlacht, die sodann begann, laßte sie den entworfenen Entwurf: „Ich muß auch zu einem Divan bekommen!“

Frau Glanzmeier war kaum zu Hause angelangt, als sie auch sofort ihrem Manne ihr Leid zu klagen begann. Sie habe es viel schlechter als die Frau Fingernagel, sie fühle sich zurückgesetzt gegen dieselbe, die Fingernagel habe schon wieder etwas Neues bekommen, einen schönen Dekorationsdivan.“

„Liebes Käthchen, Fingernagel hat ein größeres Gehalt als ich und kann sich dies erlauben.“

„Als ob es immer nur auf den Gehalt ankomme! Dafür bin ich sparjam, halte jeden Groschen fest und verpacke mit jede Freunde. Aber ich sehe, du hast kein Gefühl für deine Frau, die ist es gleichgültig, ob sie von dieser Fingernagel zurückgesetzt gegen dieselbe, die Fingernagel habe schon wieder etwas Neues bekommen, einen schönen Dekorationsdivan.“

„Liebes Käthchen, Fingernagel hat ein größeres Gehalt als ich und kann sich dies erlauben.“

„Als ob es immer nur auf den Gehalt ankomme! Dafür bin ich sparjam, halte jeden Groschen fest und verpacke mit jede Freunde. Aber ich sehe, du hast kein Gefühl für deine Frau, die ist es gleichgültig, ob sie von dieser Fingernagel zurückgesetzt gegen dieselbe, die Fingernagel habe schon wieder etwas Neues bekommen, einen schönen Dekorationsdivan.“

„Liebes Käthchen, Fingernagel hat ein größeres Gehalt als ich und kann sich dies erlauben.“

„Als ob es immer nur auf den Gehalt ankomme! Dafür bin ich sparjam, halte jeden Groschen fest und verpacke mit jede Freunde. Aber ich sehe, du hast kein Gefühl für deine Frau, die ist es gleichgültig, ob sie von dieser Fingernagel zurückgesetzt gegen dieselbe, die Fingernagel habe schon wieder etwas Neues bekommen, einen schönen Dekorationsdivan.“

Glanzmeier nahm ihr Taschentuch und traf alle Anstalten zu einem ausgiebigen Zähneputzen.

„Aber Käthchen, fasse dich! Du weißt, ich verlege das Weinen nicht. Was willst du eigentlich?“

„Was ich will? Das fragst du noch? O, diese Gefühllosigkeit! — was ich will, fragst er? Einen Divan will ich, einen neuen Divan, wie ihn die Fingernagel hat.“

„Du sollst ihn haben.“

„Du guter braver Mann.“

„Aber ich stelle Bedingungen.“

„Bedingungen?“

„Ja. Du wirst, wenn du den Divan hast, deine Rivallin doch einmal gründlich geschlagen haben. Versprich mir, daß ich dann wieder mindestens dreimal in der Woche ausgehen darf.“

„Aber lieber Karl solche Bedingungen!“

„Liebe Käthe! den' doch nur an deinen Triumph, wie sich die Frau Fingernagel ärgern wird.“

„Ich verspreche! Also ich kann morgen den Divan bestellen?“

„Ja. Das kannst du.“

Am nächsten Tage stand schon zeitig am Morgen Frau Glanzmeier im Laden des Möbeldändlers. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie dort einen ganz gleichen Divan gewahrte, wie ihn die Frau Fingernagel hatte.

„Das ist ja gerade ein solcher Divan, wie der, welchen Sie der Frau Gerichtsfretär verkauft haben?“

„Ja, genau derselbe,“ lautete die Antwort des Möbeldändlers, der vorher genau instruiert worden war.

„Aber Frau Fingernagel sagte doch ihr Divan wäre ein Unikum und gar nicht in einem zweiten Stück erhältlich.“

Der Möbeldändler zudte vielsagend die Schultern.

„Ja, er zu haben.“

„Er steht Ihnen, gnädige Frau, sofort zur Verfügung.“

„Da hab' ich sie einmal gründlich erwischt, die Auffkneiderin!“ dachte Frau Glanzmeier, als sie nach Hause ging. „Modell in einem einzigen Stück nur zu haben! — Ja, du sollst Augen machen, mein Schatz. Wenn du bei mir einen Zwillingsschneider von deinem Modell siehst. Ich werde dich entlarven — vor der ganzen Gesellschaft — war!“

Zwei Tage sind abermals vergangen. Jetzt erwartete wieder Frau Glanzmeier ihre Gäste zum Kaffe. Die Damen kommen und bewundern den schönen Divan, der genau so aussieht wie jener bei der Frau Gerichtsfretärin. Manches hübsche, spitzige Wort fällt über diese Aufkneiderin, die sich rühmte, einen Divan zu besitzen, der ein Modell, ein Unikum sei, und alle freut sich schon boshaft auf die Niederlage, welche diese Dame erleiden soll. Da öffnet sich die Thüre und diese selbst tritt herein. Sie scheint den neuen Divan gar nicht zu bemerken. Aber Frau Glanzmeier kann ihren Triumph nicht mehr erwarten. Sie ruft: „Wie gefällt Ihnen mein neuer Divan, Frau Sekretär?“

Diese rief, als ob sie das omnibüßige Möbelstück erst jetzt bemerken würde, einen Blick auf dasselbe, heuchelt Erstaunen und ruft aus: „Das ist ja der Divan, den ich zurückgegeben habe, weil er denn doch schon unmodern ist.“

Der Divan stand eine Stunde später wieder in der Auslage des Möbeldändlers und dieser lachte zufrieden vor sich hin, denn er hatte eine anständige Leibgebühre bekommen. Auch die beiden Ehemänner waren fortan zufrieden, ihr Plan war vollständig gelungen.

Eigenartige Schöpfungen.

Die Grundlage der Großproduktion ist, wird besonders der Bodenerwerb, daß die den Arbeiter zur Maschine macht und die vielleicht in ihm schlummernde Kunstfertigkeit abtödtet. In der guten alten Zeit, heißt es, habe jeder Schreiner einen ganzen Tisch, jeder Schneider einen ganzen Schuh angefertigt, während heutzutage der eine Fabrikarbeiter nur eine gewisse Säge bedient, der andere lediglich mit der Nähmaschine Sohlen annäht. Inzwischen soll sich auch schon wieder das Morgenroth einer neuen Zeit erkennen lassen. Sehr bald soll jeder Handwerker sich von der Dampfmaschine unabhängig machen und mittels eines kleinen elektrischen Motors in seiner eigenen Werkstätte eigenartige Schöpfungen hervorbringen können. Die Fähigkeit zum ursprünglichen oder künstlerischen Schaffen aber soll durch den Anschauungs- und Handfertigkeitunterricht der Volksschulen gewahrt und in den Gewerbeschulen weiter entwickelt werden.

Indessen ist es mindestens fraglich, ob der Durchschnittshandwerker von ehemals weniger mechanisch arbeitet, als sein neuzeitlicher Nachfolger. Maschinenwerke waren auch früher selten und Kunstschöpfungen noch viel seltener. Auch hielten die selbständigen Handwerker an und für sich schon eine Arbeitsleistung dar, denn ehe sie auftraten, wurden die meisten Geräthchaften so wohl wie die Gewänder in jedem Haushalte hergestellt. Nachdem aber einmal die Arbeitsleistung begonnen hatte, wurde sie nothgedrungen immer weiter fortgeführt. In Großbritannien war sie schon bis in's kleinste entwickelt, ehe die Dampfmaschine erfunden worden war. Adam Smith beschrieb bereits die vielen verschiedenen Handhabungen, aus denen eine einfache Peitsche hervorging. Durch die Dampfkrast und die durch sie betriebene Kraftmaschine wurde die Production nur erheblich gesteigert, so daß sie die Bedürfnisse der großen Masse befriedigen konnte. Vor dem selbständigen Schöpfer, der einen ganzen Tisch machen konnte, eine Dreherei nachwinkt, veracht in der Regel, daß zu seiner Zeit die meisten Leute im Sommer barfuß gehen mußten und im Winter Holzspantoffeln trugen. Dergleichen konnte der Schreiner, der einen ganzen Tisch anzufertigen verstand, der großen Masse seiner Mitbürger nur den allerdinglichsten Hausrath liefern. In den rickständigen Ländern, in denen heute noch das Handwerk „blüht“, kann sich jeder Reisende durch den Augenblick davon überzeugen, daß es außerordentlich wenige kunstvolle Gegenstände hervorbringt und selbst die rohen Schöpfungen nur in ungenügender Menge liefert. Der billige Schuh, der aus einer amerikanischen Fabrik hervorgeht, hat eine gefälligere Form, als die theuerste Fußbekleidung, die beispielsweise ein russischer Schuster anfertigt hat, und die dem „Muschit“ durchaus ungenügend ist.

Es ist also nicht sehr wahrscheinlich, daß die Massenproduction je wieder der Einzelherstellung weichen wird. Im Gegentheil wird sie sich auch diejenigen Länder erobern, in denen sie bis jetzt noch nicht eingeführt ist. Wenn aber durch die Fabrikereignisse der Bedarf der großen Masse gedeckt ist, dann allerdings wird auch dem verfeinerten oder verbesserten Geschmade Rechnung getragen werden. Die Kerner, die etwas Eigenartiges vorbringen können — bezahlet können, finden schon heute Kunsthandwerker, die ihnen Genüge zu leisten vermögen. Ohne Zweifel wird mit der Zeit die Zahl dieser Kunstverständigen zunehmen, und der durch sie hervorgerufene Nachfrage wird das Angebot folgen Gerade in der Ver. Staaten kann man am Besten beobachten, wie die Massenverfertigung mit Fabrikware“ der Wunsch geweckt wird, etwas zu erwerben, das nicht Jedermann hat.“ Eben weil man auch in dem bescheidensten Haushalte verleiungsweise schöne Möbel, Teppiche und Bilder vorfindet, wollen die Vermögenden und Reichen „etwas Besonderes“ haben, und in Folge dessen entwickeln sich in den amerikanischen Großstädten bereits ein vorberühmtes Kunsthandwerk. Dessenungeachtet werden die Fabriken fortfahren, die gewöhnlichen Gebrauchsgüter, wie „Schablennmähria“ zu erzeugen, weil die Massenfrage eben nur durch ein Massenangebot gedeckt werden kann. Die Dampfmaschine mag ganz und gar durch die Electricität verdrängt werden, aber auch die elektrische Kraft wird in den Dienst der Großproduktion gestellt.

Im Uebrigen können auch die besten Schulen keinen Kunstsinn erwecken, der nicht schon von Hause aus vorhanden ist. Die Mehrzahl der Menschen ist nicht mit hervorragender Gaben ausgestattet, und vollends einzeln sind die Genies. Schon aus diesem Grunde wird kein Unterchied aus jedem Steinhaue einen Phidias machen, wie es ja selbst im klassischen Athen nur einen einzigen Phidias gab. Die Prophezeiung, daß die fabrikmäßige Warenproduction wieder durch ein selbstständiges Kunsthandwerk abgelöst werden wird, läßt sich durch die Thatsachen nicht rechtfertigen. (Chic. Abendpost.)

Das Attentats-Gefch.

Die vom Senat angenommene Bill zum Tode der Präsidenten und seiner eventuellen Nachfolger wird voraussichtlich auch im Hause ohne große Opposition Annahme finden. Sie entspricht dem Verlangen des Volkes, das sich unter dem Eindruck der Freieschheit in Buffalo kund gab, und enthält keine Bestimmungen, die amerikanischen Anschauungen zuwiderläufe. Der erste Abschnitt des Gesetzes bestimmt, daß irgend eine Person in irgend einem Theile des Landes, welche den Präsidenten, den Vize-Präsidenten oder irgend eine Person, welche in der Amtsnachfolge steht (also irgend ein Cabinetmitglied) oder das Oberhaupt eines fremden Staates tödtet oder dessen Tod verjucht, mit dem Tode bestraft werden soll. Der zweite Abschnitt verhängt die Todesstrafe auch für einen an einer der genannten Personen begangenen Mordverjucht. Der dritte Abschnitt verjucht Einperierung bis zu zwanzig Jahren für jede Hilfeleistung oder Unterstüzung in der Ermordung eines Präsidenten oder Königs und für das Einmischen oder Anfeuern zu einem solchen Mord. Wer das Töden des Präsidenten in Wort und Schrift anräth, soll mit Einperierung bis zu zehn Jahren bestraft werden. Derselbe Strafe hat der zu gewärtigen, der wissenschaftlich eine Person, die einen Präsidenten tödtete oder zu töden verjuchte, zur Flucht beistehend war, auch dann, wenn der eigentliche Attentäter entkam und nicht zur Strafe gezogen werden kann. Letzteres gilt in gleicher Weise für Verjuchte, die an einer Verjuchung oberhaupt beistehend waren.

Mit der letzteren Bestimmung ist ein wirksames Mittel dagegen gegeben, daß auf dem Boden der Ver. Staaten eine Brutstätte für anarchische Attentate Platz finden kann, die sich gegen ausländische Staatsoberhäupter richten. Man hat Grund anzunehmen, daß der Anschlag, dem König Humbert von Italien zum Opfer fiel, in den Ver.

Staaten angezettelt wurde, und da wir hier wohl politischen Diffidenten aus aller Herren Länder gerne Aufst, der völkerverderblichen Agitation gegen die Regierungen anderer Völker oder sonstigen Unterstüzung gewöhnen wollen, so sind Bestimmungen in das Gesetz aufgenommen worden, die bei begünstigter politischer Wachsamkeit dazu dienen werden, die Agitatoren abzuschrecken und diesem Lande Vorwürfe zu ersparen.

Die Opposition, die sich im Senat geltend machte, stüzte sich auf einen Versuch, die Person des Präsidenten, resp. seine Amtsnachfolger, von jeder repräsentativen Eigenschaft zu trennen; sie wollte einen Unterschied gemacht wissen zwischen einem Attentat, das nur dem Manne, der zufällig das Präsidentenamt inne hat, persönlich gilt, und einem solchen, das auf den vom Volke erwählten Exekutivbeamten gemünzt ist. Theoretisch ist eine zerortige Unterscheidung schon richtig, aber wie die scheidende Linie in der Praxis zu ziehen wäre, schwer ersichtlich. Die drei Attentate, durch welche die Geschichte der Ver. Staaten geschändet ist, galten dem Präsidenten, nicht seiner Person. Persönlich waren die drei Ermordeten so lebenswürdige Menschen, so harmlos, freundlich und guten Willens gegen Alle, daß Niemand daran gedacht haben würde, die Mordwaffe gegen sie zu richten. Die Attentate galten dem Präsidenten, dem Oberhaupt der Nation und richteten sich somit gegen diese selbst, gegen den obersten Vertreter ihrer Souveränität. Diese Funktion übt der Präsident zu jeder Zeit aus, er steht fortwährend als solcher vor der Verantwortlichkeit. Es wird schwer sein, die Grenze zu bezeichnen, wo er als solcher aufhört und Privatmann ist. Das Amt, zu dem er gewählt ist, bekleidet ihn zu jeder Zeit mit seiner Würde.

Das Gesetz bestimmt auch, daß der Präsident mit einer Leibwache umgeben werden soll, die der Kriegsfretär aus der regulären Armee auszuwählen hätte, und die ohne unnütziges Aufsehen zu erregen, die Person des Präsidenten bewachen und beschützen soll. Dieser Paragraph bietet der Opposition die meiste Gelegenheit zur Kritik. Sie mag ihn als un demokratisch anfeuern, obwohl er nur formell sanktionirt, was ohnehin geschieht. Auch Präsident McKinley war in Buffalo von einer Leibwache umgeben, Geheimpolizisten standen neben und hinter ihm. Und doch vermochte sie ihn nicht zu schützen. Dieser Umstand mag als triftigstes Argument angeführt werden; der verjuchte Mord wird sich doch nicht immer wirksam erweisen. Wer den teuflischen Vorjuch gefaßt hat, wird ihn trotz aller Leibwachen auszuführen wissen. Vor drei Mordversuchen der Willkür konnte militärische Veredung und politische Vorsicht den Jagen, Alexander der Zweite, schützen, schließlich fand er doch durch eine Dynamitbombe einen gräßlichen Tod. Der Fanatismus findet den Weg zu seinem Ziel. Inzwischen mag bei der Verabreichung im Hause auch diese Bestimmung aufgehoben werden, wenn sie auch nicht immer ausgeführt wird, weil es doch einem Präsidenten, der den Säug seiner Person nicht so hoch stellt, wie dies z. B. Grover Cleveland gethan, freisteht, auf die Dienste der Leibwache gelegentlich zu verzichten. Am wirksamsten würde sich das Gesetz durch die Todesstrafe für den Mordversuch und die schweren anderen Strafen für Beistehung an dem Verbrechen erweisen, als abschreckendes Mittel. Als solches ist seine Aufnahme in das nationale Gesetzbuch wünschenswert, so fernlich findet sich nie Gelegenheit, es anzurufen.

Die Buren schauen, so wird verjuchtet, mit vollem Vertrauen in die Zukunft. Sie haben noch mehr denn zwanzigtausend Mann im Felde; denn die britischen Angaben, die ihnen einen Abgang von über fünfzigtausend seit Beginn des Krieges aufzuweisen, sind natürlich erlogen. Borräthe aller Art liefert ihnen der Feind, dem sie unaufhörlich wegnehmen, was sie brauchen. Die Stimmung ist, wie sich aus dem Brief des Präsidenten Steyn, der das Datum des fünfzigsten Februar trägt, erkennen läßt, einer Fortjührung des Kampfes günstig, und was die jetzt angebahnten Friedensunterhandlungen anbelangt, so wäre es keineswegs unmöglich, wenn dieselben von englischer Seite veranlaßt worden wären. Bedenktungsvoll ist auf jeden Fall, daß zwei der erwähnten Gründe schon bestanden, als sie begannen, und sich der dritte, der Tod von Rhodes, in absehbarer Zeit erwarthen ließ. Die Vorbereitungen für den Winter sind auf der Burenseite nach den Angaben Bilsens besser, denn so, und so ist auch keine Ursache vorhanden, warum sie die Spitze in's Aem verfallen sollten. Auch heute noch sind sie entschlossen, auf ihrer Unabhängigkeit zu bestehen, wie volle Annette für die Kapvernen durchzuführen. Das einzige Zugewandene, das sie in England zu machen Willens schätzen, ist möglicher Weise das, daß sie darauf eingehen würden, ihnen einen Theil der Einkünfte aus der Goldfelder zu bewilligen, und diese von einem aus beiden Nationen Zusammengesetzten Rathe verwalten zu lassen. Da der Bess oder die Kontrolle über diese Goldfelder das Hauptmotiv war, das das englische Kapital in den Aem hineintrief, so hätten, falls diese Pläne ihre Verwirklichung fanden, die Briten doch wenigstens den einen Trost, daß ihr Unterfangen wenigstens nicht gänzlich umsonst gewesen sein würde. Ob freilich das Ertrugene dann der Opfer werth gewesen sein würde, ist eine andere Frage. Sollte sich aber die Hoffnung Bilsens, die wohl die aller Buren und ihrer Freunde ist, erfüllen, daß den Engländern in nächster Zeit wiederum eine gewaltige Schlappe beigebracht werden würde, so werden letztere wohl noch mehr Anlaß haben, in den lauren Apfel zu beißen und Frieden zu schließen. Zu wünschen wäre es!

Die Aushichten der Buren.

Der frühere Feldkern der Burenarmee Bilsens hält sich zur Zeit in Toledo auf. Aus einem Interview mit demselben theilt die dortige „Express“ die Gründe mit, auf welche derselbe seine Ansichten über einen günstigen Ausgang der Burenfrage basset. Drei Punkte sind es von allen anderen, die ihn zu dem Glauben veranlassen, daß die Friedensmöglichkeit jetzt härter ist, als noch etwa vor Monatsfrist. Einmal fällt die Gefangennahme Retziens und seine Freilassung hart in's Gewicht. Nicht als ob die letztere als eine wirkliche Freilassung zu betrachten sei. Der Burenvertreter stellt seine tapferen Landsleute sich dem britischen General gegenüber grohmüthig erwiesen haben, aber er meint, daß Methuen mehr als ein auf Parole entlassener Gefangener zu betrachten sei, der sich verpflichtet habe, gewisse Aufträge für seine Geigner zu erfüllen. In was dieselben bestehen, kann man natürlich nur mutmaßen. Voraussetzlich soll er in England, soweit es ihm möglich gemacht werden wird, die einflußreichen Personen davon überzeugen, daß die Engländer von der Freizug ihres Zieles, die beiden Republikan zu unterwerfen, heute noch ebenso weit entfernt sind, wie am Beginn des Krieges. Da nun an der Themse die Sehnsucht nach Frieden jetzt ungemein gemächten ist, so würde seine Ausführungen mehr Gewicht beigelegt werden, als in früheren Perioden des Krieges. Und der Wunsch nach einem Ende des Kampfes ist entschieden heute stärker. Nicht nur in den breiten Volksschichten, die der ewigen Opfer an Gut und Blut schon ordentlich müde sind, sondern auch weiter oben, am härtesten wahrscheinlich in der unmittelbaren Umgebung des Thrones. Denn der Tag der Krö-

nung rückt immer näher heran, und es giebt keinen Monarchen, der sich die Krone seiner Väter auf's Haupt setzen möchte, und sich von seinem Volke umjubeln lassen würde, während er doch immer befürchten müßte, daß mitten hinein in das Schaugepränge und die Hochrufe die Hiebeposten von einer gewaltigen Niederlage hineinplätzen könnten. Daß dem König und seiner Umgebung ungemein viel daran liegen muß, am Tage, der der bedeutungsvollste seines Lebens ist, Fragen zu können, daß in all seinen Landen der Friede walte, läßt sich leicht verstehen. Darin liegt das zweite Moment, das ein Nachgeben der Briten für möglich erscheinen läßt. Das dritte giebt das Hinscheiden von Rhodes. Wenn auch die neulich gebrachte Nachricht, die aus Paris kam, übertrieben sein mag, daß nämlich der liberale Führer Lord Rosebery einen Ministerwechsel durch das Abtreten des Gründers von Rhodesia von der politischen Schaubühne sehr leicht denkbar geworden sei, so muß man auf der anderen Seite doch zugestehen, daß die Kriegspartei in Rhodes einen ihrer einflußreichsten Antreiber verloren hat, wenn auch derselbe in letzter Zeit nicht gerade in besonders freundlichen Verhältnissen zu den leitenden Staatsmännern gestanden hat. Rhodes war es ohne Zweifel, der die Schuld am Kriege trug, er haßte die Buren, wie nur Gato vor mehr denn zwanzig Jahren die Carthager haßten konnte, denn sie bildeten auf seinen ehrgeizigen und goldgierigen Wegen das größte, das einzige Hemmnis. So hat er sich denn seit Jahren bemüht, sie zu vernichten, erst auf privatem Wege, dann, als ihm das nicht glückte, dadurch, daß er durch sein Verjucht Chamberlain die Regierung gegen sie leitete. Dieses Hehen, dieses Antreiben fällt jetzt weg, und es ist kaum anzunehmen, daß ein anderer Mann den Willen und die Fähigkeit besitzt, die unandbare Aufgabe auf sich zu nehmen. Selbst Milner, neben Rhodes der bestgeschätzte Mann in Südafrika, könnte dies nicht thun.

Die Buren schauen, so wird verjuchtet, mit vollem Vertrauen in die Zukunft. Sie haben noch mehr denn zwanzigtausend Mann im Felde; denn die britischen Angaben, die ihnen einen Abgang von über fünfzigtausend seit Beginn des Krieges aufzuweisen, sind natürlich erlogen. Borräthe aller Art liefert ihnen der Feind, dem sie unaufhörlich wegnehmen, was sie brauchen. Die Stimmung ist, wie sich aus dem Brief des Präsidenten Steyn, der das Datum des fünfzigsten Februar trägt, erkennen läßt, einer Fortjührung des Kampfes günstig, und was die jetzt angebahnten Friedensunterhandlungen anbelangt, so wäre es keineswegs unmöglich, wenn dieselben von englischer Seite veranlaßt worden wären. Bedenktungsvoll ist auf jeden Fall, daß zwei der erwähnten Gründe schon bestanden, als sie begannen, und sich der dritte, der Tod von Rhodes, in absehbarer Zeit erwarthen ließ. Die Vorbereitungen für den Winter sind auf der Burenseite nach den Angaben Bilsens besser, denn so, und so ist auch keine Ursache vorhanden, warum sie die Spitze in's Aem verfallen sollten. Auch heute noch sind sie entschlossen, auf ihrer Unabhängigkeit zu bestehen, wie volle Annette für die Kapvernen durchzuführen. Das einzige Zugewandene, das sie in England zu machen Willens schätzen, ist möglicher Weise das, daß sie darauf eingehen würden, ihnen einen Theil der Einkünfte aus der Goldfelder zu bewilligen, und diese von einem aus beiden Nationen Zusammengesetzten Rathe verwalten zu lassen. Da der Bess oder die Kontrolle über diese Goldfelder das Hauptmotiv war, das das englische Kapital in den Aem hineintrief, so hätten, falls diese Pläne ihre Verwirklichung fanden, die Briten doch wenigstens den einen Trost, daß ihr Unterfangen wenigstens nicht gänzlich umsonst gewesen sein würde. Ob freilich das Ertrugene dann der Opfer werth gewesen sein würde, ist eine andere Frage. Sollte sich aber die Hoffnung Bilsens, die wohl die aller Buren und ihrer Freunde ist, erfüllen, daß den Engländern in nächster Zeit wiederum eine gewaltige Schlappe beigebracht werden würde, so werden letztere wohl noch mehr Anlaß haben, in den lauren Apfel zu beißen und Frieden zu schließen. Zu wünschen wäre es!

Der frühere Feldkern der Burenarmee Bilsens hält sich zur Zeit in Toledo auf. Aus einem Interview mit demselben theilt die dortige „Express“ die Gründe mit, auf welche derselbe seine Ansichten über einen günstigen Ausgang der Burenfrage basset. Drei Punkte sind es von allen anderen, die ihn zu dem Glauben veranlassen, daß die Friedensmöglichkeit jetzt härter ist, als noch etwa vor Monatsfrist. Einmal fällt die Gefangennahme Retziens und seine Freilassung hart in's Gewicht. Nicht als ob die letztere als eine wirkliche Freilassung zu betrachten sei. Der Burenvertreter stellt seine tapferen Landsleute sich dem britischen General gegenüber grohmüthig erwiesen haben, aber er meint, daß Methuen mehr als ein auf Parole entlassener Gefangener zu betrachten sei, der sich verpflichtet habe, gewisse Aufträge für seine Geigner zu erfüllen. In was dieselben bestehen, kann man natürlich nur mutmaßen. Voraussetzlich soll er in England, soweit es ihm möglich gemacht werden wird, die einflußreichen Personen davon überzeugen, daß die Engländer von der Freizug ihres Zieles, die beiden Republikan zu unterwerfen, heute noch ebenso weit entfernt sind, wie am Beginn des Krieges. Da nun an der Themse die Sehnsucht nach Frieden jetzt ungemein gemächten ist, so würde seine Ausführungen mehr Gewicht beigelegt werden, als in früheren Perioden des Krieges. Und der Wunsch nach einem Ende des Kampfes ist entschieden heute stärker. Nicht nur in den breiten Volksschichten, die der ewigen Opfer an Gut und Blut schon ordentlich müde sind, sondern auch weiter oben, am härtesten wahrscheinlich in der unmittelbaren Umgebung des Thrones. Denn der Tag der Krö-

nung rückt immer näher heran, und es giebt keinen Monarchen, der sich die Krone seiner Väter auf's Haupt setzen möchte, und sich von seinem Volke umjubeln lassen würde, während er doch immer befürchten müßte, daß mitten hinein in das Schaugepränge und die Hochrufe die Hiebeposten von einer gewaltigen Niederlage hineinplätzen könnten. Daß dem König und seiner Umgebung ungemein viel daran liegen muß, am Tage, der der bedeutungsvollste seines Lebens ist, Fragen zu können, daß in all seinen Landen der Friede walte, läßt sich leicht verstehen. Darin liegt das zweite Moment, das ein Nachgeben der Briten für möglich erscheinen läßt. Das dritte giebt das Hinscheiden von Rhodes. Wenn auch die neulich gebrachte Nachricht, die aus Paris kam, übertrieben sein mag, daß nämlich der liberale Führer Lord Rosebery einen Ministerwechsel durch das Abtreten des Gründers von Rhodesia von der politischen Schaubühne sehr leicht denkbar geworden sei, so muß man auf der anderen Seite doch zugestehen, daß die Kriegspartei in Rhodes einen ihrer einflußreichsten Antreiber verloren hat, wenn auch derselbe in letzter Zeit nicht gerade in besonders freundlichen Verhältnissen zu den leitenden Staatsmännern gestanden hat. Rhodes war es ohne Zweifel, der die Schuld am Kriege trug, er haßte die Buren, wie nur Gato vor mehr denn zwanzig Jahren die Carthager haßten konnte, denn sie bildeten auf seinen ehrgeizigen und goldgierigen Wegen das größte, das einzige Hemmnis. So hat er sich denn seit Jahren bemüht, sie zu vernichten, erst auf privatem Wege, dann, als ihm das nicht glückte, dadurch, daß er durch sein Verjucht Chamberlain die Regierung gegen sie leitete. Dieses Hehen, dieses Antreiben fällt jetzt weg, und es ist kaum anzunehmen, daß ein anderer Mann den Willen und die Fähigkeit besitzt, die unandbare Aufgabe auf sich zu nehmen. Selbst Milner, neben Rhodes der bestgeschätzte Mann in Südafrika, könnte dies nicht thun.

Die Buren schauen, so wird verjuchtet, mit vollem Vertrauen in die Zukunft. Sie haben noch mehr denn zwanzigtausend Mann im Felde; denn die britischen Angaben, die ihnen einen Abgang von über fünfzigtausend seit Beginn des Krieges aufzuweisen, sind natürlich erlogen. Borräthe aller Art liefert ihnen der Feind, dem sie unaufhörlich wegnehmen, was sie brauchen. Die Stimmung ist, wie sich aus dem Brief des Präsidenten Steyn, der das Datum des fünfzigsten Februar trägt, erkennen läßt, einer Fortjührung des Kampfes günstig, und was die jetzt angebahnten Friedensunterhandlungen anbelangt, so wäre es keineswegs unmöglich, wenn dieselben von englischer Seite veranlaßt worden wären. Bedenktungsvoll ist auf jeden Fall, daß zwei der erwähnten Gründe schon bestanden, als sie begannen, und sich der dritte, der Tod von Rhodes, in absehbarer Zeit erwarthen ließ. Die Vorbereitungen für den Winter sind auf der Burenseite nach den Angaben Bilsens besser, denn so, und so ist auch keine Ursache vorhanden, warum sie die Spitze in's Aem verfallen sollten. Auch heute noch sind sie entschlossen, auf ihrer Unabhängigkeit zu bestehen, wie volle Annette für die Kapvernen durchzuführen. Das einzige Zugewandene, das sie in England zu machen Willens schätzen, ist möglicher Weise das, daß sie darauf eingehen würden, ihnen einen Theil der Einkünfte aus der Goldfelder zu bewilligen, und diese von einem aus beiden Nationen Zusammengesetzten Rathe verwalten zu lassen. Da der Bess oder die Kontrolle über diese Goldfelder das Hauptmotiv war, das das englische Kapital in den Aem hineintrief, so hätten, falls diese Pläne ihre Verwirklichung fanden, die Briten doch wenigstens den einen Trost, daß ihr Unterfangen wenigstens nicht gänzlich umsonst gewesen sein würde. Ob freilich das Ertrugene dann der Opfer werth gewesen sein würde, ist eine andere Frage. Sollte sich aber die Hoffnung Bilsens, die wohl die aller Buren und ihrer Freunde ist, erfüllen, daß den Engländern in nächster Zeit wiederum eine gewaltige Schlappe beigebracht werden würde, so werden letztere wohl noch mehr Anlaß haben